

„Nur tödliche Küsse, aber keine goldene Methode?“
Zu dem Beitrag von Gipser / Klein-Schonnefeld / Naffin / Zillmer: Soziale Kontrolle durch Sozialwissenschaften, im KrimJ 4/81, S. 302–309

Joachim Kersten / Christian von Wolffersdorff-Ehlert
Deutsches Jugendinstitut, München

Nach dem Lesen der Thesen von Gipser u. a. stehen wir da und reiben uns die Augen. Es gibt also wirklich keine „goldene Methode“ wissenschaftlicher Forschung? Nur tödliche Küsse, aber keine goldene Methode? Das haut uns glatt vom Hocker. Bildet sich in sozialwissenschaftlichen Methoden vielleicht etwas von den Tricks und Unfeinheiten ab, mit denen auch anderswo Herrschaftswissen gewonnen, vermarktet und an den Mann gebracht wird? Ein schrecklicher Verdacht. Nun endlich, nachdem die sozialwissenschaftlichen Disziplinen ihre Arbeitsplätze in den gesellschaftlichen Kuckucksnestern gesichert haben und dort psychologischerseits mit Verhaltenstherapie, Behandlungsvollzug, Therapie als (statt) Strafe etc. wirken und die Kumpels von der Soziologie die Effizienzmessung übernehmen, nachdem dies alles vom Kindergarten über die Schule und die Heime bis hin zum Knast zur *Struktur* geworden ist, heben Gipser u. a. den Finger und rufen in der Adventsnummer des KrimJ ihre mahnende Botschaft aus: „Wahrlich, wahrlich, lasset euch *wirklich* ein auf die Beforschten und ihre Probleme, denn alles andere dient dem sozialen Kontroll-Satan und ist von Übel.“ Wenn das mal nicht zu spät kommt.

Was uns als erstes auffällt: die enorme Häufung appellativer MUSS- und SOLLTE-Formulierungen, wie sie bislang auch von den tollsten Rezeptbüchern der Handlungsforschung noch nicht überboten wurde. Bei einer schlichten Auszählung der Sieben Forschungsgebote am Schluß des Artikels kommen wir bereits auf den stolzen Quotienten von 1 MUSS pro These. Da lesen wir zum Beispiel: „Der sozialwissenschaftliche Forscher *muß* sich . . . *wirklich* einlassen“. „Die persönliche und soziale Geschichte der Betroffenen *muß* einbezogen, begriffen und bewahrt werden“ . . . „Forschung sollte (warum hier nicht: *muß*? K./W.-E.) als Dialog autonomer Partner gestaltet werden“ . . . „‘Wahre‘ Erkenntnisse *müssen* ihre Qualität in der Praxis erweisen“ etc. etc. Wie feierlich, wie heroisch, wie leer.

Die sozialwissenschaftliche Methodendiskussion hat im Laufe der Jahre gewiß so manche absonderliche Blüte erlebt, von der okkulten Exklusivität der Ethnomethodologie bis hin zur Geburt des „Feldsubjekts“ aus dem Geiste der Handlungsforschung. Was uns das KrimJ hier auf den wissenschaftlichen Gabentisch gelegt hat, das geht, mit Verlaub, *uns* auf den Geist. Der Unwirklichkeitsgehalt dieser Thesen kann wohl nur live ermaßen werden.

Was die Autoren einfach nicht berücksichtigen, ist, daß Kontext von Forschung, gerade kritischer Sozialwissenschaft, und Erkenntnisprozesse ineinandergreifen. Wer sich der Praxis aussetzt und etwas *herausfinden* will (und das ist die Möglichkeit von Forschung gegenüber einer verstrickten Praxis), der kann schon noch dazulernen, sofern er sich nicht hinter abstrakt-appellativen Sollsätzen verschanzt. Was Gipsers u. a. Forderungskatalog für die zutreffende Beschreibung von Wirklichkeit (und darauf kommt es doch wohl an, wenn man über Statistik und Einstellungsmessung hinauskommen will), leisten soll, ist uns unerfindlich. Dabei läge in der genauen, nachvollziehbaren Beschreibung der diesen Postulaten entgegenstehenden Hindernisse viel mehr ätzende Kritik (und Aufforderung zum Handeln) als in der scheinkritischen, moralinsauren Subjekt-Objekt-Diskussion. Forschung ist immer Teil eines gesellschaftlichen Verwertungsprozesses, immer auch „Verobjektivierung“ von „Subjekten“ und ihren Erfahrungen. Es käme darauf an, diese Tatsache in der Forschungssituation zu thematisieren und in der Auswertung zu berücksichtigen. Larmoyante Begriffshüllen, wie sie von Gipser u. a. produziert werden, helfen nicht weiter.

Natürlich ist auch uns nicht entgangen; daß hinter der gespreizten Sprache dieser Thesen die ganz großen und ganz epochalen Fragen sozialwissenschaftlicher Methodologie anklingen – wenn auch nur noch ziemlich matt. Statt diese Frage jedoch zu mystifizieren und sich mit ein paar smarten Wendungen schnell nochmal bei Ernst Bloch anzubiedern (ob man an einer solchen Krücke wie der „experimentumundi“-These Nr. 3 der Autoren wirklich noch aufrecht gehen kann?), käme es darauf an, sie auf den Boden der Forschungsrealität herunterzuholen. Dazu müßte man aber erst mal von der barocken Kanzel methodologischer Sonntagspredigten heruntersteigen und darüber erzählen, was er/sie tatsächlich *macht* (und *wie*) – und nicht ewig darüber, was man sollte, müßte und nun wirklich gar nicht mehr dürfte und so weiter und so fort. Es würde dann vielleicht auch Gipser u. a. auffallen, daß ihre Gegenüberstellung von miesen „Zustimmungsfunktionären“ im Dienste zentraler Machtstrukturen einerseits und Widerstand leistenden Dialogforschern andererseits ein typisches Produkt eben

dieser Kanzel-Perspektive ist und in ihrer Abgehobenheit nur zu Schwindel führen kann.

Um Ernst zu machen mit dem, worauf Gipser u. a. in ihren Thesen abzielen (und darüber wollen wir gar nicht streiten), genügt es nicht, die „herkömmliche“ Wissenschaftlichkeit als Pose zu entlarven und dann nur durch eine neue Pose zu ersetzen – die alternative, dialogorientierte, qualitative, solidarische Wissenschaftlichkeit, wie auch immer – und dabei die gemeinsame Klammer: *Wahrheit durch Wissenschaft* unangetastet zu lassen. Auch dadurch, daß man Wahrheit konsequent in Anführungszeichen setzt, wie es die Autoren tun, ist noch nichts gewonnen. Die Trennung zwischen forschendem Subjekt und beforschtem Objekt aufheben (wenn auch nur „tendenziell“) und trotzdem Wissenschaftler bleiben, mit allem Drum und Dran, wer wollte das nicht? Aber ob eine solche Operation im Denk- und Institutionensystem der etablierten Wissenschaft so reibungslos ablaufen kann wie hier suggeriert – wir haben da unsere Zweifel (und empfehlen die Lektüre von Claudio Hoffman: *Smog im Hirn*, Bensheim 1982).